

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

30 (4.2.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 5

Mar Jungnickel

Von Will Scheller

Lebensbejahung ist die Grundmelodie fast aller Dichtungen Mar Jungnickels, in dem das Schicksal jenes Wandersteden lebendig geliebt ist, von dem er einmal als von einer früheren Verkörperung seines Wesens spricht. Wenn er nämlich eine Weile das Glück der Säuslichkeit, das nach Jahren bitterer Entbehrung erkämpfte, gekostet hat, muß er wieder hinaus, „auf die Landstraße, in die Welt, in die Welt. Nur für mich allein. Ich singe dann meine Lieder in den Wind und schreibe meine Geschichten“. Wieder und Geschichten, wie der Wind, der über die Welt weht, sie ihm zuträgt...

Denn Jungnickel, wie er sich nicht lange bedenkt, einer Empfindung, einem Gedanken Sprache zu geben, beschäftigt seine Phantasie nicht so sehr mit selbst erdachten Begebenheiten als mit solchen, deren Vorbild zumindest er irgendwo in der Wirklichkeit erfahren hat, oder die ihm sonst aus dem fruchtbaren Erdreich der Erfahrungen zugewachsen sind. Von den Erlebnissen seines Wanderns durch die Welt, durch die Welt des deutschen Menschen, umbeugt wie von einem feinnasigen, wohlgefügtten Bau, spinnst Mar Jungnickel seine Gedichte aus sich heraus, Gebilde, die durchaus der inneren Welt entsprechen, die er mit sich herumträgt, wie die Schneeflocke ihr Gehäuse, als ein Teil nämlich von der eigenen Wesenheit. Und wie die sich zuweilen in ihre festen Wände zurückzieht, taucht auch Mar Jungnickel oft in die Tiefe seiner geistigen Behausung und schöpft aus den geheimen Quellen seines Daseins, darin raunt und rauscht es von jenen lauterer Klängen, die in den Werken Jean Pauls und Eichendorffs, des Matthias Claudius und der deutschen Märchendichtung vernehmlich sind.

Der Drang, nicht nur Freude zu spenden, sondern geradezu zur Freude zu erziehen, am liebsten zu einer unbedenklichen, heiteren Bejahung des Lebens, die sich keine großen Sorgen macht um die Mittel des Verdienstes und Vergehens, die dankbar ist für jeden Sonnenstrahl und sich freut an jeder Blume, jedem Schmetterling, dieser Drang verführt Mar Jungnickel übrigens manchmal zu einer Schwärmererei, die ihm gewiß, aber auch nur ihm zu glauben ist und deshalb nicht die allgemeine Gültigkeit aufweist, die als das Kennzeichen dichterischer Wahrheit betrachtet zu werden pflegt. Mit solchen Übersteigerungen wird aber vielleicht das Glück bezahlt, aus dem Vollen eines seligen Erlebens zu schöpfen, mit ihnen und mit jenem durchaus dazu passenden gelegentlichen Querschnitt einer Sprache, die aus eben dieser Eingabe an das Zögeln des Dichters ihren besonderen, unerkennbaren Ton gewonnen hat.

Diesen besonderen, diesen unerkennbaren Ton, der den „echten Jungnickel“ schon im ersten Satz verrät, hat auch das neue Werk des Dichters, „Die Uhrenherberge“ (Rembrandt-Verlag, Berlin). Jungnickels Verliebtheit in „Schulmädchen“, in jene kleinen, etwas ungelenten, am liebsten blauäugigen und blondgezopften Wesen, die Blumenart und falterstill ins Leben, in ein oft hartes Schicksal hineinweben, wird hier zum Ausgangspunkt eines Abenteuer, dessen Erzählung der Dichter selbst als Märchenroman bezeichnet. Auf einer Reise wird er abends auf der Suche nach einem Nachtquartier in fremder Stadt von einem kleinen, unscheinbaren Ding angesprochen, das ihm eine Schlafstelle nachweist. Sie sind arme Leute, der Vater, ein Uhrmacher, ist blind, die Mutter auf und davon. Gelegentliche Vermietung eines Bettes ist hochwertige Hilfe. Angstvoll flehenden Kinderdrängen zu widerstehen, ist nicht Sache eines Dichters und dieses Dichters am allerwenigsten. Er folgt der Kleinen auf gut Glück, läßt sie aber in dem sauberen Bett schlafen, während er selbst sich auf das dürftige Lager am Boden wirt, das sie sich bereitet hat. Und nun beginnt eine seltsame Nacht. Die vielen, vielartigen Uhren, die da herumstehen, herumliegen, herumhängen, erzählen einem Stern, der durchs Fenster schaut, ihre Schicksale und die Schicksale ihrer Besitzer. Jede Uhr ist eine Persönlichkeit für sich, die ihr Schicksal und das Schicksal ihrer Eigentümer auf eigene Weise erlebt und verwunden hat. Aber mit der Nacht ist das Märchen nicht zu Ende. Die kleine Phöbe Sellwig, die es dem Fremden angetan hat, besitzt einen Kanarienvogel, der Kunststücke machen kann. Sie will ihn filmen lassen, um mit dem dadurch erzielten Honorar dem Vater helfen zu können. Vielleicht kommt auch die Mutter wieder, wenn es ihnen besser geht. Und als der Besuch längst fort ist, macht sie sich auf den Weg. Sie will zu Fuß nach Berlin, mitten im Winter. Eine Ahnung ruft den Dichter von der nächsten Bahnhofsstation zurück. Er sucht das Kind. Er findet es im Schnee. Aber der kleine Vogel ist tot. Und auf dem Heimweg erhebt sich ein Schneesturm, der die Wanderer irreführen läßt, bis auch das kleine Kinderherz, das solcher Anstrengung nicht gewachsen ist, zu schlagen aufhört. Aber den verlassen, blinden Vater hat geistige Umnachtung sich gesenkt. Aber er lächelt. Auch das tote Kind lächelt, die Kleine mit dem gotischen Antlitz, „als hätte sie immer noch ein Geheimnis, das sie nicht verstanden hat“.

Ein trauriges Buch? Ein Widerspruch zu der sonstigen Haltung des Dichters, der lebensbejahend? Aber Jungnickel bejaht das Leben ja nicht aus Leichtsinne, nicht aus Oberflächlichkeit. Er hat ja nicht nur „Ins Blaue hinein“ geschrieben, nicht nur „Trotz Tod und Tränen“ sein Bekenntnis zu einer positiven Weltanschauung abgelegt, nicht nur einen „Michael Spinner“, einen „Jakob Seidebeutel“ geschildert, Menschen, die viel inneres Glück erfahren, und nicht nur einen „Puppenpieler auf der Blaumeise“ fabulieren lassen, sondern auch in „Sorge 13“, das Angesicht des Glends heraufbeschworen, das er ebenso deutlich geschildert, ebenso tief erlebt hat wie die Sonnenkringe des Schicksals auf dem Teppich der Welt und des Lebens auf ihr. Das ist ja gerade das Überzeugende im Werk Jungnickels, daß es bejaht, ohne die Augen zu schließen, daß es die göttliche Weltordnung preist, ohne zu leugnen, daß der Mensch nur zu oft an ihr sich stößt — bis auf Weiteres. Im übrigen ist „Die Uhrenherberge“ kein trauriges Buch, und nicht einmal das gelindere Wort ernst will richtig zu ihm passen. Gewiß, die kleine Phöbe stirbt, stirbt wie die arme kleine Philine in „Sorge 13“, deren jüngere Schwester sie zu sein scheint, aber auf ihrem erstarren Anlitz ruht ein Lächeln, das auch der Tod nicht zu verschleiden mag. Und eben dieses Lächeln zieht sich durch das ganze Buch, durch alle diese Uhren-geschichten, mit denen Jungnickel die Scala seines Schaffens um ein wunderbares Farbenspiel bereichert hat.

Der Kerzenstumpf, den er im Rucksack weiß, läßt den Geist der Uhrenherberge, nachdem er sie zum zweitenmal und nun für immer verlassen hat, sehnsüchtig an die warme Flamme denken, die er entzünden kann. Ja, er will es anbrennen, das Licht, ein kleines Licht nach großer Finsternis. Phöbes Lächeln im Tode, auch das war ein kleines Licht in großer Finsternis. Aber ist es nicht doch mehr als ein kleines Licht, ist es nicht jenes „Wunderlicht, das der Ewige ihm auf den Altar seines Serpens gestellt“ hat? Es ist wohl jenes „Trotz Tod und Tränen“, das diesen Dichter immer wieder zwingt, zum Leben ja zu sagen, obwohl es oftmals Tränen und immer den Tod zum Gefolge hat. Es mag jenes Licht sein, das Mar Jungnickel in seinem Dyrifsbänden „Aus Wind und Himmel“ fragt:

Was willst du, Licht, mit deinen Träumen?
Willst du durch Steine goldne Brücken säumen?
Willst du ein Altarblatt beschreiben?
Willst du mit Maskentänzen treiben?
Willst du auf Engelsflügeln zittern
Und meinen leichten Schlaf umgittern?
Willst du in meine Augen fließen
Und dich in meine Seele schließen
Und darin sein wie goldner Schaum?
Da draußen geht der Wind zur Nacht.
D zartes Licht, gib acht, gib acht!

Künstliches Wetter

Von Prof. Dr. L. Weickmann, Direktor des Geophysikalischen Instituts der Universität Leipzig.

Schon seit den ältesten Zeiten haben sich die Menschen bemüht, irgendwie auf den Lauf der Naturerscheinungen Einfluß zu nehmen. Bei den sog. primitiven Völkern sind es die Magier und Medizinmänner, die mit geheimnisvollen Kräften brodelndes Wetterunheil abzuwenden suchen — aber nicht nur Zauberei, auch die Religion wird aufgerufen, um Abhilfe zu schaffen. Auch heute noch rufen z. B. bei anhaltender Dürre in katholischen Ländern Bittprozessionen die Hilfe des Himmels an und bitten um Regen.

Der Wissenschaftler begegnet solchen Erzeugnissen eines frommen gläubigen Sinnes mit aller Bescheidenheit und Achtung, denn keine unserer wissenschaftlichen Theorien kann für definitiv richtig und unfehlbar gelten. Wenn der metallene Klang der Glocke sagt „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“ — ich breche die Blitze — so haben wir hier bereits einen Übergang vom religiösen Motiv zu der Vorstellung, daß die Erschütterung der Luft durch die Schallwellen der Glocke das Gewitter zu verschleichen vermag. Von da bis zur Hagelkanone, mit der man noch bis um die Wende dieses Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden die Hagelfälle zu bekämpfen suchte, ist nur ein Schritt. Dieses „Hagel-schießen“ war wohl bisher der ausgehehnteste Versuch einer künstlichen Beeinflussung des Wetters, allerdings ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Infolgedessen hat man seit dem Jahre 1906 das „Hagel-schießen“ völlig aufgegeben und zieht lieber die Hagelversicherung vor.

Es scheint also, daß es mit dem Versuch, das Wetter durch künstliche Eingriffe zu ändern, noch recht schlecht bestellt ist. Um die Gewalten der Natur zu bekämpfen, müßten eben fast immer auf künstlichem Wege die gleichen Energien aufgewendet werden, welche die Natur ins Feld führen kann. Es gibt allerdings auch labile Fälle, wo ein geringer Anstoß genügt, um große Wirkungen zu erzielen. Daß z. B. der Mensch künstliche Wolken erzeugen kann, ist bekannt. Wir denken hierbei

allerdings weniger an die „Himmelschreiber“, sondern an einige Fälle, in denen es tatsächlich möglich war, in den natürlichen Verlauf der Wolkenbildung einzugreifen. So gelang es am 12. Mai 1919 in München einem Flieger, eine echte Zirkuswolke von beträchtlicher Ausdehnung zu erzeugen, ohne daß er dies allerdings wollte. Es war der bayrische Fliegeroberleutnant Diemer, der damals beabsichtigte, den Weltrekord im Höhenflug zu brechen, was ihm übrigens nicht gelang. Als er in 8—9000 Meter Höhe war, verursachten die Auspuffgase seines Flugzeuges Kondensationserscheinungen, die als anfänglich schmale, langsam sich verbreitende Zirkuswolke über den Himmel zog. Um das zu verstehen, und um eine Grundlage für die künstliche Erzeugung von Wolken zu gewinnen, müssen wir uns kurz überlegen, wie denn Wolken entstehen. Die Luft enthält neben ihren anderen gasförmigen Bestandteilen in der Regel Wasserdampf. Je wärmer die Luft ist, desto mehr Wasser kann sie in Dampfform aufnehmen, bis sie gesättigt ist. Wird der Sättigungspunkt überschritten, so fällt der Überschuß in Form feiner Tröpfchen aus. Ebenso ist es, wenn die Luft abgekühlt oder ausgedehnt wird. Meist schlägt sich dabei der Wasserdampf an irgendwelchen Staubkörnern, die in der Luft schweben, nieder. Wenn nun die Luft sehr rein ist, dann kann unter Umständen eine Überfüllung mit Wasserdampf eintreten, ohne daß Wolkenbildung zu bemerken ist. In diesem Zustande genügt dann die Beimengung von Staubteilchen, um sofort die Kondensation einzuleiten, — dies war der Fall bei der künstlichen Zirkuswolke, indem der Auspuff des Flugzeuges die Kondensationskerne lieferte.

Der gegenteilige Fall, daß eine Wolke von einem Flugzeuge aufgefressen wurde, ist im Felde beobachtet worden. Wie die Abkühlung oder Ausdehnung der Luft genügt, um bei vorhandener Sättigung Wolken zu erzeugen, so genügt die Erwärmung oder Zusammen-drückung, um das Gegenteil, die Auflösung der Wolke, zu bewirken. In dem erwähnten Fall sah man, wie ein Flieger einen Kanal in die Wolkendecke „hineinfraß“, da der Propellerwind, resp. die dadurch erzeugte Zusammendrückung der Luft die Wolke auflöste.

Es kann also prinzipiell gar kein Zweifel mehr bestehen, daß es unter Umständen gelingt, auf künstlichem Wege Bewölkung und Regen zu erzeugen, wobei natürlich das wirtschaftliche Moment ganz außer Betracht zu bleiben hat. Die bisherigen, immer unbeabsichtigt erzielten Ergebnisse sind ein Beweis dafür, daß künstliche Luftströme, Kompression oder Expansion der Luft und die Beimengung von Kondensationskernen den Feuchtigkeitsgehalt der Luft entscheidend beeinflussen können. Daß durch große Brände oder gewaltige Explosionen unter Umständen künstliche Wolken entstehen können, wurde wiederholt festgestellt — die Explosion des Munitionslagers in Kiew im Jahre 1918 z. B. verursachte eine Kumuluswolke von beträchtlicher Ausdehnung, aus der es bei ihrem Abzug zu regnen begann.

Es gibt aber auch noch eine andere in den Wolken wirksame Kraft, das ist die elektrische Spannung, die auf Eigenladung der Wolken zurückzuführen ist. Nun hat man in letzter Zeit versucht, mit Hilfe einer Beeinflussung dieses Spannungszustandes gleichzeitig die Wolken selbst in gewünschter Weise zu verändern. Besonders in Amerika haben sich zwei Forscher, C. Ben-croft und L. Warren mit diesem Problem beschäftigt. Es handelte sich hier speziell darum, die Flugplätze nebelfrei zu halten — der Luftverkehr hat nämlich an der Auflösung resp. Ausregnung niedriger Wolken oder des Nebels über Flugplätzen das stärkste Interesse, da dadurch natürlich die Sicht stark eingeschränkt oder gar unmöglich gemacht wird. Wenn es gelingen würde, die Flugplätze immer nebelfrei zu halten und damit so ziemlich das stärkste Hindernis zu überwinden, mit dem unsere Flieger heute noch besonders zu kämpfen haben, so wäre damit zweifellos ein gewaltiger Fortschritt erzielt. Die beiden genannten Forscher haben im Staate Dayton in Ohio versucht, eine 5—6 Quadratkilometer bedeckende Wolke über dem Fluggelände dadurch zum Verschwinden zu bringen, daß sie vom Flugzeug aus mit 15 000 Volt positiv geladenen Sand auf die Wolke in feinsten Verteilung streuten, wodurch es ihnen gelungen sein soll, die Wolke in weniger als 10 Minuten aufzulösen. Ob dieser Versuch nun beweiskräftig genug ist, erscheint noch zweifelhaft, denn in 10 Minuten kann eine Wolke schon 5 Kilometer weit ziehen und sich sehr stark verändern. Die weiteren Versuche in dieser Richtung muß man abwarten; vorläufig bestehen — vom technischen Problem ganz abgesehen — noch starke wirtschaftliche Bedenken gegen das Verfahren.

Das amerikanische Marineamt, Abteilung für Luftfahrt, betreibt gleichfalls seit mehreren Jahren Versuche, durch künstlichen Niederschlag des Nebels einen Flugplatz zu entnebeln. Die Versuchsanordnung besteht in einer Hochspannungs-ladevorrichtung, durch die die Luft, welche von einem starken Propeller seitwärts und nach oben abgeschleudert wird, elektrisch geladen wird. Die Reichweite des Propellerstromes beträgt angeblich 30 Meter seitlich, so daß also um die Nase des Pro-

pellers als Zentrum eine kreisförmige Fläche entsteht, die wie ein elektrisch geladener Vorhang wirkt, durch den der Nebel über den Flugplatz hindurchstreicht. Dabei tritt Ausgleich der Ladungen und Niederschlag ein. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen, sollen aber schon Erfolge erzielt haben — Näheres ist noch nicht zu erfahren. Mir scheinen jedenfalls noch Zweifel sehr bedingt zu sein.

Bei allen diesen Versuchen handelt es sich also immer wieder nur um kleinere Flächen, d. h. um Bereiche, die im Vergleich mit den Dimensionen atmosphärischer Störungen äußerst bescheiden sind. Wenn man z. B. für landwirtschaftlich in Betracht kommende Bereiche dieselben Versuche unternehmen wollte, so kämen wir zugleich zu so schwindelerregenden Zahlen für die aufzuwendenden Mittel, daß die Dinge sofort unausführbar und utopisch erscheinen.

Und wenn wir gar die Frage hören, ob es in absehbarer Zeit möglich sein wird, solche Erscheinungen zu bekämpfen, wie z. B. Kältewellen oder sonstige irgendwelche großen Unwetter, so wird uns an der absoluten Unmöglichkeit, auf diese Dinge irgendwie Einfluß zu nehmen, doch wieder einmal klar, daß die Größe des Menschen begrenzt ist, ... recht begrenzt.

Gibt es einen Krebserreger?

Von Privatdozent Dr. med. G. Mann

Wieder einmal ging durch die Blätter die Nachricht, daß zwei Ärzte, Dr. Spengler und Dr. Kaiser aus Davos sichere Gesterfolge bei Krebsleiden erzielt haben sollen. Ihre Methode gründet sich, wie es in einem Brief des Dr. Kaiser an das Rockefeller-Institut heißt, auf der Entdeckung des Krebsbazillus, der in Reinkultur gezüchtet wird. Mit Hilfe dieses Bazillus wird ein Immunserum hergestellt. In den letzten Jahren und auch schon früher sind immer wieder Nachrichten gekommen, daß hier oder dort „der Krebsbazillus“ entdeckt sei, und immer wieder wurde die Hoffnung geweckt, daß nun die Menschheit von diesem furchtbaren Leiden befreit würde. Und stets kommen nach einigen Wochen, Monaten oder Jahren doch die Mitteilungen, daß die Hoffnungen sich nicht erfüllt haben. Woran liegt das? Können wir erwarten, für die Krebsgeschwülste einen Erreger zu finden, so wie für die andere große und verheerende Krankheit, die Tuberkulose? Vergleichen wir einmal das Krankheitsbild der beiden Erkrankungen! Von der Tuberkulose wissen wir, daß sie am häufigsten zuerst die Lunge befallt, und dann sich über die anderen Organe ausbreiten kann. Mitunter kommt es auch vor, daß ein anderes Organ zuerst von der Tuberkulose befallen wird, stets aber sehen wir, daß, in welchem Organ die Krankheit beginnt oder sich auch ausbreiten mag, stets durch den Tuberkulosebazzillus die gleichen Veränderungen hervorgerufen werden: Immer kommt es zur Bildung kleiner Knötchen, die aus ganz bestimmten Zellen bestehen, und die im Laufe ihrer Entwicklung zu einer ganz bestimmten Form von Gewebsuntergang führen können. Und so wie wir bei der Tuberkulose ein stets sich gleich bleibendes Bild von anatomischen Veränderungen finden, so sehen wir auch bei allen anderen Infektionskrankheiten, daß die Krankheitserreger immer eine gleiche anatomische Veränderung hervorrufen, die für jede infektiöse Krankheit ihren besonderen Charakter hat. Stets handelt es sich aber um sogenannte entzündliche Veränderungen.

Wie ist es nun beim Krebs? Hier haben wir ein ganz anderes Bild. Es handelt sich nicht um entzündliche Gewebsveränderungen, sondern hier geraten die

Organzellen selbst in Wucherung und gewinnen die Fähigkeit, immer weiter zu wachsen, das benachbarte Gewebe zu zerstören und so dem Geschwulstträger schweren Schaden zuzufügen. Die Geschwulstbildung kann in den verschiedensten Organen beginnen, und, da sich die Geschwülste immer mehr aus Zellen des Organs, von dem sie ursprünglich ausgehen, zusammensetzen, so haben wir nicht ein einheitliches Bild der Krebsveränderungen, sondern die verschiedenen Krebse sehen so verschieden aus, wie die Organe verschieden sind, und nicht nur das, sondern in ein und demselben Organe können sich Krebsgeschwülste von sehr verschiedenem Bau entwickeln. Aber noch andere Beobachtungen unterscheiden die Krebskrankheit von den Erkrankungen, die durch bestimmte, belebte Erreger hervorgerufen werden. Jeder weiß, daß eine Erkrankung, die durch einen Bazillus hervorgerufen wird, ansteckend ist, d. h. von einem Menschen auf einen anderen übertragen werden kann, wenn nämlich die Erreger von dem einen Menschen auf den anderen übergehen. Das kann natürlich auf den verschiedensten Wegen vor sich gehen. Wir kennen aber keinen Weg der Übertragung einer Krebsgeschwulst von einem Menschen auf den anderen. Der Krebskranke steckt nicht die übrigen Familienangehörigen an, wie z. B. ein Tuberkulöser es tun kann, der in engem Familienzusammenhange lebt und nicht genügend auf die Vermeidung der Ansteckung achtet.

Alles das finden wir beim Krebs nicht. Und nun zum Schluß die Erfahrungen, die wir bei Tierversuchen gemacht haben. Wenn bei einer Infektionskrankheit der Erreger entdeckt ist, so sucht man zunächst diesen Erreger außerhalb des kranken Organismus zu züchten und sieht dann, ob der so gezüchtete Erreger durch Übertragung auf ein Versuchstier bei diesem die gleichen Krankheitserscheinungen hervorruft. Erst wenn das mit absoluter Sicherheit gelingt, dann können wir sagen, daß dieser Keim der Erreger der betreffenden Krankheit ist. Natürlich sind derartige Versuche bei der Entdeckung jedes „Krebseregers“ gemacht worden, aber es ist nie gelungen, mit einem dieser Erreger einen wirklichen Krebs zu erzeugen. Krebse wurden in früheren Zeiten bei gesunden Versuchstieren nur in der Weise erzeugt, daß die Geschwulstzellen selbst von einem kranken Tier auf ein gesundes übertragen wurden, und unter ganz besonderen Bedingungen sah man dann eine Krebsgeschwulst bei dem vorher gesunden Tier entstehen. Es ließ sich also im Experiment der Krebs nur übertragen, wenn die Geschwulstzellen selbst übertragen wurden.

Natürlich ließ sich der Einwand machen, vielleicht sitzt der Erreger in dieser Geschwulstzelle, und wir können ihn noch nicht mit unseren Vergrößerungen sehen, weil er so klein ist. Dieser Einwand läßt sich aber durch die neueren Versuche der Krebszüchtung bei vorher gesunden Tieren, die mit chemischen Stoffen gelungen ist, widerlegen. Man kann nämlich auf verschiedene Weise durch Einreiben verschiedener chemischer Stoffe, z. B. Teer, an der Haut von Kaninchen oder Mäusen Krebse erzeugen, es kommt also in diesen Versuchen zur Bildung von Krebsgeschwülsten ganz ohne die Mitwirkung von Infektionskeimen. Dies gelingt uns bei keiner der eigentlichen Infektionskrankheiten.

So sehen wir aus dem anatomischen Verhalten, aus dem klinischen Fehlen der Ansteckung und schließlich aus der experimentellen Erzeugung der Krebsgeschwülste durch die verschiedenen chronischen Reizmittel ohne Bakterien, daß der Krebs keine Infektionskrankheit sein kann, und wir das Krebsproblem nicht durch das Suchen nach einem Krebserreger aller den augenblicklichen Kenntnissen entsprechenden Voraussetzungen lösen werden.

Vielleicht ist durch diese Erkenntnis mancher, der immer auf das Finden des Krebseregers wartete, enttäuscht. Es ist damit aber ja noch nicht gesagt, daß nicht vielleicht auf einem anderen Wege die Menschheit doch noch einmal zu einer erfolgreichen Behandlung und Bekämpfung dieser Krankheit kommen kann. Ist es doch sicher als ein Fortschritt bereits zu bezeichnen, wenn die Wissenschaft uns zeigt, daß ein bestimmter Weg nicht gangbar ist, und wir nach anderen Wegen suchen müssen, um das gesteckte Ziel zu erreichen.

Zeitschriftenschau

Kultur und Gesellschaft

Wie alle sozialen Erscheinungen unserer Tage ist auch die Geselligkeit in einer gewissen Krise begriffen. Den Gesellschaftston der alten Zeit nehmen die jungen Leute nicht mehr recht ernst, fühlen sich davon bedrückt. Und sie experimentieren in neuen Gesellschaftsformen. Da ist es besonders Aufgabe der Frauen, das gute Alte zu hüten und Neues zu schaffen. Was man unter echter, schöner Geselligkeit versteht, sagt Rudolf v. Delius in seinem Aufsatz „Die Kultur und Geselligkeit“ in Heft II vom Jahrgang 1928 der „Neuen Frauenzeitung und Frauenkultur“. Eng damit zusammen hängt der amüsante, etwas satirische, aber doch liebenswürdige Beitrag von E. Bornmeier „Vom Zuhören“, einer Kunst, die nur wenige beherrschen, die aber Takt und Klugheit bedingendes Nützzeug kultivierter Geselligkeit bedeutet. Zwischen diese ernsteren Betrachtungen mischen sich in Wort und Bild künstlerische und wirkungsvolle Zeichnungen von originellen und aparten Jagdgesellschaften. Künstlerinnen von ersten deutschen und Wiener Werkstätten geben eine Fülle von Ideen, die zeigen, daß das moderne, nicht historische Kostüm unserem Empfinden vielleicht näher steht und sehr reizvoll und amüsan sein kann. Das Kostüm ist bedingt durch die Bewegungen seiner Trägerin. Kostümpuppen sind die heutigen Frauen nicht. Die Idee des Zusammenhängens von Kleid und Bewegung wird in einem besonderen Artikel behandelt, der durch charakteristische Randzeichnungen einleuchtend illustriert und belebt ist. Nur zu oft erlebt man es auf der Straße und im Raum, daß Kleider in der Disharmonie mit der Bewegung des tragenden Körpers Grimassen schneiden müssen. Nicht nur Figur und Gesichtsschnitt sind ausschlaggebend, sondern ebenso die Bewegung, die den Typ des Menschen mitbestimmt. Nach der literarischen Seite wird das vorliegende Heft II durch den sehr überichtlich und klar gehaltenen Artikel „Literarische Jahresbilanz“ ergänzt, nach der praktisch wirtschaftlichen Seite durch „Besetzte Hausarbeit“ und „Frau oder Fräulein“, die oft umstrittene Frage der Anrede. An diese Artikel schließen sich kürzere oder längere Aufsätze aus dem Gebiet der Kindererziehung und Musikbildung an. Die Reichhaltigkeit der Bilder und Zeichnungen von Kleibern, Handarbeiten, besonders Gardinen, beweisen, daß der Verlag und die Redaktion den versprochenen Ausbau in die Tat umgesetzt haben und wirkliche Anregung und Unterhaltung, Kultur- und praktische Werte ihren Lesern vermitteln. So ist der Charakter der Zeitschrift ein gediegener, künstlerischer und idealer, daß man im Sinne deutscher Kulturförderung nur ihre weitest Verbreitung wünschen kann. Preis für das Einzelheft der „Neuen Frauenzeitung und Frauenkultur“ (mit Unterhaltungszusatz und Sanitätsbogen) 1,20 M., vierteljährlich 3 M. Bezug durch jede Buchhandlung, die Post oder den Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B. Probeummern kostenlos.

Über das Memelland, jenes von Deutschland durch das Versailler Diktat wider Sinn und Recht abgetrennte Gebiet, das durch die litauische Herrschaft unter einer nationalen Bedrückung leidet, wie sie höchstens noch das unglückliche Südtirol zu erdulden hat, bringen Westermanns Monatshefte in ihrer Dezembernummer einen informierenden Aufsatz von Wolf Schierenberg. Das, was jenes verlorene Stück Deutschland uns aber besonders nahebringt, sind Reproduktionen von Bildern des Berliner Malers Gustav Voese. Es sind, wie man es von dieser Zeitschrift gewohnt ist, ausgezeichnete Vierfarbendrucke, die uns denkbar gut die Kunst Voeses wiedergeben. Dieser kann als der Maler des Memellandes bezeichnet werden. Die größte Zeit des Jahres brachte er früher in Memel und seiner eigenartig schönen Umgebung zu, landauf, landab bekannt und geschätzt, bis ihm das Großtauerntum ohne Grund die Aufenthaltserlaubnis entzog. Voeses farbenprächtige Bilder zeigen uns so recht die Frische, Schönheit und Eigenartigkeit dieser nordischen Landschaft, die auch wegen ihrer Seebäder des Besuches sehr wert ist.

Berliner Theaterbrief

von Hanns Martin Essler

So schnell, wie die Anhänger des Nur-Zeitgemäßen es voraussagen zu müssen glaubten, hat sich der Kärm um das Staatliche Schauspielhaus anlässlich der besprochenen Fehlingschen Silberster-Aufführung des „Alfons“ noch nicht gelegt. Schon allein darum nicht, weil Leopold Jessner zur Sache selbst das Wort ergriffen, sich auf die Arbeit in dieser Spielzeit und während seiner neun Amtsjahre berufen und die Vorteile seiner Kasseneinnahmen herausgeführt hat; er stützte sich zudem auf den katastrophalen Satz: „Von jeder neuen Fehlingsche ein Theater ins Unrecht, ebenso wie die Fehlingsche ein Theater ins Recht setzen.“ Wären solchen Satz dürfte Jessner nicht schreiben, denn danach hätten die Bühnen, die mit Schundschwanken 200 und mehr Aufführungen erzielten, hätte die Tribüne mit Molnars Spiel mit dem Neuen, das sich der Ziffer 250 wohl nähert, recht? Nicht viel leicht bei Leuten, die das Theater nur als Geldgeschäft betrachten. Unrecht bestimmt aber bei allen, die im Theater ein Institut der absoluten, großen Kunstsehen, Dichtung und Spiel, sehen! Jessner hat sich bisher stets zu dieser Kunstsehen bekannt. In diesem Winter aber hat seine Arbeit entschieden nachgelassen, denn sein Spielplan — eine Kauf-führung mit Joachimsons überhöhter Komödie, eine Erneuerung der „Wupper“ von Gise Laster-Schüler, je eine neue Sebbers, Grillparzers, Schatepeares, Kleists und Büchnersinsetzung, deren einzelne, wie der „Kaufmann von Venedig“ noch verheißt waren — ist doch wahrlich keine Tat. Zumal da Jessner die Regiearbeit ganz Erich Engel und Jürgen Fehling überließ, selbst nicht ein Stück in Regie nahm. Man hat bei dieser Leistung und Leistung wahrlich nicht Unrecht, von einer Staatstheaterkrise zu sprechen. Denn wenn Jessner sich von Regiearbeiten fernhalten muß, weil er sich „zur Durchführung innerorganisatorischer Pläne“ aufpassen mußte, so ist dies schon Beweis für die Krise: ein Intendantregisseur an einem Theater muß, wenn dies richtig geleitet wird, immer Zeit und Kraft zur Regie behalten. Und weiter: verhindert die Durchführung innerorganisatorischer Pläne“ auch gar den Intendanteneinfluß auf die Wahl der Stücke, die Arbeit der anderen Regisseure und der Dramaturgen? Das Staatstheater hat die Aufgabe, der Kunst zu dienen (und nicht der aktuellen Zeitverflawung); Jessner hat hier nachgelassen; darum die Krise. Warten wir nun seine weiteren Taten ab.

Schon die nächste Tat nach dem Silbersterabend, eine Neueinrichtung der Kleistschen „Penthesilea“, die jetzt (nachdem ein oder zwei Regisseure vorher gescheitert waren) von dem Schauspiel und Achilles-Darsteller Lothar Mühlhölz inszeniert sein soll, war ein Fehlingschlag. Wohl lag der Arbeit eine gute innere Vorstellung zugrunde: die Einheit des Stückes in der feillichen Rundung von dem Liebesjubiläum zum Liebeshaß zu gestalten. Aber weder Maria Koppenshöfer noch Mühlhölz waren, so heroisch sie auch gegen den Mißerfolg ankämpften und im einzelnen Erschütterndes boten, Kleistsche Größe gewachsen. In den Nebenfiguren zeigte sich aber eine Regiekrise an die andere: des Staatstheaters unwürdig.

Gerade das Staatstheater muß heute, da die Kritik, das Publikum, die Schauspielerschaft, die vom Film bedröckelten Regisseure immer mehr in eine nur technische, amerikanisierte, reinerische Auffassung verfielen, das Banner der reinen Kunst hochhalten. Warum kam das Staatstheater noch nie auf den Gedanken eines „Studio“, einer Probearbeit an einzelnen Sonntagvormittagen zum Vorteil der Dramatik und des Spiels? Ein Theater setzt sich Studio sofort in Gang, weil in ihm zum mindesten, wenn auch vorerst mit falschen Mitteln, der Wille zu einem neuen Theaterstil zu einem „organischen Zusammenwachsen aller Teile des Theaters“, wie er selbst sagt, und die Kraft der Tat lebendig sind. Nicht die Durchführung irgendeines zufälligen Dramas soll die Aufgabe des Studios sein, sondern die stete Anwendung und Kontrolle der Prinzipien unseres Theaters, bei der Bewältigung konkreter Aufgaben. Schauspieler, Autor, Regisseur, Filmmann, Musiker, Techniker, Maler — sie alle arbeiten hier kollektiv — dies ist das Schlagwort — im praktischen Experiment beliebig lang am Prozeß der Um- und Neufassung, bis die Aufführung geistig werden kann. Hier soll der dramatische Gehalt neuer Werke erprobt werden — der Autor kann studieren; hier sollen Werke, die wegen ihrer politischen Tendenz öffentlich nicht gezeigt werden können, in geschlossenen Aufführungen vorgestellt werden; hier sollen der Regisseur, der Schauspieler experimentieren können; Vorträge sind vorgegeben. Man muß sagen, daß dies „Studio“ ein Programm realen Lebens hat: man bedauert, daß auch diese Arbeit von vornherein und prinzipiell kommunistischer Tendenz unterworfen wird. Warum wird Jessners staatliche Schauspiel-schule sich nicht gleich praktisch für die reine Kunst aus? Die erste Tat des Studio galt Franz Junges Schauspiel „Deimweh“, die Regie auf Bischofs Linie von Leonhard

Stedel in Zusammenarbeit mit dem Autor, mit dem Bühnenbildner John Hoarfild und dem aufstrebenden Musiker Hanns Essler. Das Stück entpuppte sich als Stesak auf epischer Grundlage: in einer Rotterdammer Hafenschenke wird ein Mann erschoten; dieser Mord läßt den Schenkwirt sich an seine Schiffstochter in der Südbsee erinnern. Da war ein Faktoreinhader mit seiner Geliebten, deren er, überdrüssig, sich zu entledigen sucht um einer Chinesin willen, die er aber nicht bekommt; die Geliebte aber gibt sich seinem Stellvertreter, und nun war sie die Hafensbirne in der Schenke beim Mord des Mannes. Wer war der Mann? Vorhang! Also Karosentravalle, Hafensjungen, Drenemannien, Alkoholwelt — das Ganze soll symbolisch wirken: der Mensch ein Zeilchen der Masse; was liegt an seinem Schicksal. Es bleibt aber im Stoff stecken: man sah Szenen, bald filmisch, bald spielerisch dargestellt. Nichts weiter. Auch die Mitwirkung eines alten Chinesenpaars konnte zur Vertiefung des Einbruchs nicht beitragen. Das Studio muß uns ernstlicher kommen und erhebt sich hoffentlich über allzu parteiige Claqueurwirtschaft. Somit verfällt es trotz seines guten Programmes.

Das übrige Theater-Berlin zeigte nur das Aufpolieren alter Arbeit: das Festspieltheater konnte es nicht lassen, uns Raethe Dorck, nachdem sie schon bei Zukmayer das Schinnerhannenskind im Stroh getriegt hat, als Hauptmanns „Hose Bernd“ vorzuführen, ohne darum die Zufälligkeit des Schicksals der Hose Bernd zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Auch Jbrens „Peer Gynt“ im Deutschen Theater mit Bertold Viertel's Regie und mit Werner Krauß in der Hauptrolle blieb ohne Wirkung: Krauß sieht Peer Gynt als phantastischen Abenteuerer und nimmt dem Stück damit seine Geistigkeit. Das ist eine Todstunde an Jbrens Vermächtnis. Auch hier erstickt die Nationalisierung, die Materialisierung die tiefere Wirkungs-möglichkeit.

Daneben wies Bert Brechts „Mann ist Mann“, draußen im Reich bereits bekannt, nun in einer Neubearbeitung durch die Volkstheater in Erich Engels Regie mit Heinrich George als Galy Gay gut herausgebracht, wenigstens den echten Kern des Stückes — das bist du, ich bin ich, Mann ist Mann — mit wirksamer Anschauungs- und Schicksalskraft vor. Die Verwandlung des irischen Päckers Galy Gay in den englischen Soldaten Veriaah Rip, der seinem früheren Ich die Leiden-rede hält und schließlich eine Bergfeste erkämpft, hat doch einen tieferen Sinn, der uns nachdenklich macht. ...